

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 148.

Mittwoch, 28. Juni.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Die alte, kede Thea Gröning erwachte plötzlich wieder in ihr: „Sie haben vollkommen recht, Herr Delarue“, sprach sie leichtbin, „es ist auf alle Fälle immer Flug, sich soweit es in seiner Macht liegt, vor Enttäuschungen zu hüten. Man darf unter keinen Umständen voreilige Entschlüsse fassen. Aus diesem verständigen Grund habe ich es mir selber auch sehr genau überlegt, ob ich zur Bühne gehe oder nicht. Durch einen Mißerfolg würde ich mich aber keineswegs abschrecken lassen. Ich debütiere nämlich demnächst als Heimchen im „Johannisfeuer“. Meine Lehrerin meint zwar, die Rolle sei zu reif für mich, aber ich bin nun einmal nicht für das naive Fach.“

„Sie wollen jetzt schon öffentlich auftreten, Thea?“ rief Fred unwillkürlich betroffen. Ohne, daß er sich dessen bewußt wurde, nannte er sie beim Vornamen.

Sie überhörte dies in ihrer starken seelischen Erregung.

„Ja, gewiß. Hätten Sie etwas dagegen?“

Es sollte schelmisch klingen, ein bißchen hadfischartig herausfordernd, aber es kam verzerrt heraus.

Sie waren beide so erregt, daß sie planlos in eine endlos lange Allee hineinkieseln, das Tempo wiederum sehr beschleunigend.

„Wenn er es mir jetzt sagt . . .“, dachte Thea unabsichtlich. . . . Alles in ihr vibrierte. . . . Ihr war zumut, als drehe sich die ganze Welt in einem tollen, atemlosen Wirbelstanz.

Fred stand im Begriff, seine wohlervogenen Grundsätze in bezug auf seine künftige Gattin in Bausch und Bogen über den Haufen zu werfen: „Nichts da mit Auftreten, Thea — du wirst meine Frau! Und meine Frau darf nicht auf die Bretter, um fremden Leuten, die, ihre Eintrittskarte in der Tasche, das Recht dazu besitzen, Kritik an ihrem Spiel zu üben, etwas vorzuagieren“, hätte er ihr zurufen mögen, da klang plötzlich, wie aus weiter Ferne kommend, und doch so nahe und deutlich, die Stimme seiner Mutter an sein inneres Ohr: „Wie, mein Sohn, von der Bühne mit ihrem banten Flitterfram willst du dir die Frau holen, die meine Nachfolgerin in unserem alten, stolzen Hause werden soll? Niemals hat es Theaterblut in unserer Familie gegeben.“

„Sie soll erst Thea sehen — kennen lernen, dann wird sie Verständnis für meine Leidenschaft für dieses Mädchen finden“, dachte er und zwang sich gewaltfam zur Ruhe. Es gelang ihm auch. Er war gewohnt, sich und seine Gefühle im Baum zu halten. Als Chef eines großen Betriebes hatte er es gelernt. Nun war es ihm zur zweiten Natur geworden.

„Ich möchte Ihnen gern eine Eintrittskarte senden, darf ich?“ sagte Thea.

Es klang beinahe eine Herausforderung in ihrer Stimme.

„Verbindlichsten Dank, gnädiges Fräulein.“

Fred griff an seinen Gut und blickte dann schnell auf seine Uhr. „Wahrhaftig — schon vier . . .“ Um halb

hatte er pünktlich zu einer wichtigen Zusammenkunft mit einem auswärtigen Geschäftsfreunde antreten sollen. Er fühlte sich plötzlich ernüchert, hatte nur einen Wunsch jezt, seine Versäumnis so bald als möglich einzuholen. Auf dem Wege zu dem verabredeten Treffpunkt hatte er von seinem Auto aus Thea Gröning in dem Menschengewoge der Leipziger Straße erblickt — Thea, die mit geradeaus gerichteten, suchenden Blicken langsam dahergekommen war. Der Eingebung des Augenblickes folgend, hatte er den Wagen halten lassen, sich mit ein paar hastigen Schritten den Weg bis zu ihr gebahnt, und nun lief er schon eine halbe Stunde mit ihr im Tiergarten, der sich in herblicher Dämmerung zu hüllen begann, herum.

Zum Glück waren sie in ihrem planlosen Wandern bis in die Nähe der Charlottenburger Chaussee gekommen, man vernahm das Geklingel der Straßenbahn.

Fred war nun ganz wieder Geschäftsmann.

„Ich muß zu einer wichtigen Zusammenkunft“, sagte er eilig. „Es handelt sich um eine sehr große Lieferung nach auswärts. Es ist höchste Zeit für mich, entschuldigen Sie mich daher, mein gnädiges Fräulein. „Herrendienst geht vor Gottesdienst“, heißt ein alter, sehr wahrer Spruch. Darf ich Sie schleunigst zu einer Fahrgelegenheit geleiten? Wir sind ja in der Nähe der großen Heerstraße, wo ich mir hoffentlich ein Auto ergattern kann.“

Thea vermochte kein Wort hervorzubringen.

Ihre Lippen zitterten, sie zog den weißen Tüllschleier dichter um ihr Gesicht. Nur nicht schwach werden, ihm nicht zeigen, wie sehr sie unter seiner Art und Weise litt, wie weh es tat, daß er sie wie etwas überlästiges beiseite schob, sobald etwas Dringlicheres ihn in Anspruch nahm.

Wie ein Abgrund tat es sich zwischen ihm und ihr auf, das fühlte sie wohl, und dennoch hielt sie im Innersten ihrer Seele an einer wahnsinnigen Hoffnung fest.

„Warum kreuzt er meinen Weg?“ dachte sie erbittert, als sie ein paar Minuten später auf der Plattform einer menschenüberfüllten Elektrischen stand und sah, wie Fred hastig ein daherkommendes Auto bestieg, das ihn im nächsten Moment ihren Blicken entführte.

„Hätte ich ihn doch nie — nie gesehen“, sagte sich Thea verzweifelt und starrte in das Grau der entblätterten Baumkronen des Tiergartens, die im beginnenden abendlichen Nebel geistlich vor ihren Blicken vorüberglitten. Sie preßte ihr Taschentuch an ihren Mund, um ein lautes Aufschluchzen zu unterdrücken. Dann aber in einem jähen Gefühlsumschlag versuchte sie, Freds Verhalten ihr gegenüber in einem milderen Lichte zu sehen. Er war verwöhnt — reich, lebte in der großen Welt, die sie nur vom Hörensagen kannte. Die Leute dort waren natürlich anders, als zum Beispiel Heino Gelter. . . . Und dann Freds stolze Mutter. . . . Aber wenn sie ihren Sohn wirklich

so lieb hatte, dann würde sie auch alle Vorurteile beiseite schieben und das Mädchen aus einer anderen Sphäre als Tochter willkommen heißen.

Vielleicht würde Fred sie irgendwie unauffällig seiner Mutter vorstellen. Ihr Bruder Hans hatte ihn doch mit Einsetzung seines eigenen Lebens auf der Jagd vom sicheren Tode errettet. Fred selber hatte es mit allen Einzelheiten an jenem ersten Abend im Gröningischen Hause erzählt. War es da am Ende nicht durchaus natürlich, daß die Baronin eine Anknüpfung mit Hansemanns Familie suchen würde, dachte Thea in neu erwachter Hoffnung. Sie konnte zum Beispiel den Wunsch äußern, Henrika kennen zu lernen — schon deshalb, um Hans eine Freundlichkeit dadurch zu erweisen. Dann würde sich alles andere von selber ergeben.

Allmählich wurde Thea ruhiger. Zu Hause fand sie eine Postsendung vor, ein Paket Eintrittskarten zu der Theatervorstellung im Thaliaverein, die ihr vom Vorstand zu beliebiger Verwendung zur Verfügung gestellt wurden.

Beim Anblick der Karten kam Thea eine Idee: sie legte zwei der Billets beiseite. Fred sollte sie haben. Wenn ihm daran gelegen war, daß seine Mutter sie, Thea, kennen lernen sollte, so würde er die alte Dame veranlassen, ihn zu der Vorstellung im Thaliaverein zu begleiten.

Wie wollte sie dann spielen . . . ! Alle Register ihres Könnens wollte sie aufziehen. Sie kam sich innerlich gehoben vor beim Gedanken daran.

In den folgenden Tagen aber begann eine lähmende Mühseligkeit sie aufs neue zu quälen. Sie verlor ihren Appetit, war fahrig und ungleich in ihrem Wesen, so daß Frau Gröning, als am Sonntag Haendlers mit den beiden Kindern in der Kleiststraße waren, und als sie mit Tochter und Schwiegerjohn nach dem Kaffee allein war, bekümmert sagte: „Weiß Gott, Thea regt sich so mächtig auf, hat solch ein Lampenfieber, daß es ordentlich beängstigend ist. Wenn sie schon jetzt, wo es bloß ein Auftreten im geschlossenen Kreise ist, so viel Unruhe durchmacht, wo die Zuschauer eitel Wohlwollen sein werden, denn Thea ist doch unter den Dilettanten die einzige, die etwas kann, die für die Bühne ausgebildet ist — wie wird es erst späterhin werden. Und Thea hätte es doch wahrlich nicht nötig, als Schauspielerin ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sehr viel ist es ja nicht, was sie mal von mir erbt, aber doch eine ganz nette Summe.“

Frau Hannchen machte ein wissendes Gesicht: „Liebe Mama, ich glaube, Thea steckt etwas anderes im Kopf, oder richtiger — im Herzen. Sie ist verliebt.“

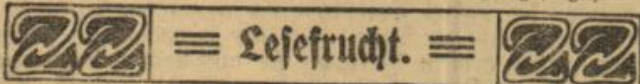
„Nun, das wäre nicht das Schlimmste“, meinte Frau Gröning. „Dafür ist sie ja auch neunzehn Jahre alt. Hannchen, um Gottes willen, es ist doch nicht am Ende gar der Heino?“ fügte sie dann in plötzlichem Schrecken hinzu.

„Nein, Mama, wenn er es wäre, so brauchte Thea auch nicht so wunderbar zu sein, wie sie es jetzt ist. Mir ist es neulich auch schon aufgefallen. Nein, ihr steckt nicht Heino, der sie im stillen anbetet, sondern — Fred Delarue im Sinn. Tante Diete hat uns ja von der Begegnung mit Delarue am Schlachtensee erzählt. Das gibt zu denken. Es wäre ja eine wundervolle Partie für Thea, und —“

Frau Hannchen verstimmt, denn die Genannte trat ein. Sie war blaß und schmal geworden in der letzten Woche.

„Thea, Mädel, hab' nur Courage, es wird schon gehen. Heino meinte vorhin, du spieltest großartig“, begrüßte Doktor Haendler freundlich seine Schwägerin.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Anteil mehr, als Schadenfreude. Goethe.

Sturmangriffe.

I.

Von Lothar Knud Fredrik, z. Zt. Kriegsfreiwilliger.

Dunkle Nacht vor J. Seit Tagen rastete der Geschüßkampf. Ein einziges Heulen, Donnern und Krachen, die Hölle war los. Das Kleingewehrfeuer füllte die spärlichen Kampfpausen aus, die die Artillerie zu machen gezwungen war. Die Maschinengewehre und die zerklüftenden Explosivgeschosse der Feinde rüttelten an unseren Nerven. Und über all dem Grauensvollen, dem blindwütigen, menschenvernichtenden Toben des Todes lachte am Tage ein sonnenklarer, blauer Himmel; herrliche Maitage, die schönsten, die uns das Kriegsjahr schenkte, deckten diesen Höllekampf. Die Nächte waren sternklar, voll Mondglanz und Zauberkleuchten. Die Vögel sangen; Lerchen jubilierten über unseren Köpfen in der Luft, die die Riesengeschosse und die kleinen winzigen Todesbohnen zerpeitschten; Meisen schlüpfen zwitschernd durch die kugelzerfetzten Hecken. Und in einer besonders schönen, milden, klaren Nacht sang in irgendeinem Gebüsch am Oserkanal sogar eine Nachtigall. Seltsame Gegensätze, die eigenartig berührten und nachdenklich stimmten — so Krieg und Friede dicht beieinander, der eine in seiner grausigsten, dieser in seiner lieblichsten Gestalt.

Und nun der Höhepunkt dieser Menschenvernichtungs- tragödie! Die mit einem riesigen Aufwand von Worten angekündigte Joffresche Offensive sollte auch hier oben bei uns einsehen. Das Wagnis war noch nicht ganz gewiß; es konnte heute geschehen, es konnten auch noch einige Tage verstreichen. Aber daß sie kam, das war gewiß. Wir waren guten Mutes — mochte sie kommen; wir trauten unserer festen Stellung, die die feindliche Artillerie vergeblich in Schutt- und Leichenhausen zu verwandeln bemüht war, vertrauten auf die eigene deutsche Standhaftigkeit, auf unseren zähen Willen zum Siege und unsere gerechte Sache. Mochte sie kommen! . . .

Sie kam. Es war einer der letzten Maitage. Jäger waren zur Verstärkung unserer Infanterielinien in die Gräben gezogen worden. Die überaus heftige Artilleriearbeit verriet dem Feind und seine Absichten. Wir waren bereit; ein warmer Empfang harpte seiner. Der Tag verglomm in blutrotem Leuchten. Wo die Sonne ins Meer sank, stand unser Hauptgegner, stand der Verräter Albion. Die Nacht zog herauf. Aus den Wiesengründen am Kanal stiegen die Nebelschwaden auf; wie Geisterheere zogen sie dahin. Dann kamen die Sterne. Blühfunkelndes Himmelslicht sollte der kommenden Blutarbeit leuchten. Der Feind verschob im letzten Feuerüberfall seine letzten Sturmgranaten; seine Gewehr- kugeln zerfetzten unsere Sandsackmauern oder zwitscherten uns zischend und surrend um die Ohren. Wir standen ruhig, eisern ruhig, kaum daß hin und wieder ein Schuß aus unseren Gräben fiel. Und doch war jeder Mann auf seinem Posten. Die braunen Häute um die treuen Büchsen geklammert wie stählerne Ringe, die Augen, die Ohren, alle Sinne, ja alle Fibern des Lebens in die Nacht vor uns geböhrt — so standen wir bereit. Kein Wort fiel. Es war jedes überflüssig. Jeder wußte, was er zu tun hatte, und wollte, daß er es tat, so tat, daß er vor sich, seiner deutschen Soldatenehere und dem Vaterlande bestehen konnte. Und dann noch eins — die Heimat ging unter uns um, segnete uns. Um liebe, traute Bilder der Heimat rankten sich unsere Gedanken, so lange das Feuer des Feindes zu uns sprach.

Bis es verstummte. Plötzlich, mit einem Schlag, wie auf das Zauberzeichen einer allmächtigen Hand. Der Feind kam. Aus dem Graben vor uns sprang eine dunkle Gestalt auf, sekundenlang stand sie senkrecht im ungewissen Licht des Mondes; dann verschwand sie rudartig, blitzschnell, als habe der Erdboden sie verschluckt. Und dort und dort und dort — eine zweite, dritte, vierte ebenso. Scharen, Massen in einzelne Figuren aufgelöst — so verließ der Feind seine Gräben, so kam er, wollte er uns zuleibe. Wohlan — heran! . . . Sein Hurrä gellte — Englishmen! Desto besser! Wie Schemen sprang es auf, huschte und schnellte es sich über das Feld, das unsere Stellungen trennte — Hurrä, hurrä, hurrä! . . .

Da fiel der erste Schuß, das Signal zum Feuern. Die deutschen Büchsen sprachen mit dem Feinde. Unsere Maschinengewehre rasselten ihr eintöniges, furchtbares, erbarungsloses Lied dazwischen. Ihr Taktaktakt! . . . zerpeitschte Nacht und die Nerven. Das Feldtelefon ratterte

und rief die Batterien an. Unsere Artillerie setzte ein. Den stählernen Todesstrich, den unsere Maschinengewehre zogen, durchsprang kein Feind. Die Gegner fielen, wie wenn ein Anabe Disteln löpft. Gebatter Tod hielt reiche Ernte.

Der Feind flutete zurück, sah das Vergebliche seines Beginns ein, versuchte seine Gräben wieder zu gewinnen. Unsere Artillerie folgte ihm. In seine flüchtenden Linien schlugen unsere Granaten, über ihnen zerplatzten unsere Schrapnells — Tod, nur Todesgrauen ringsum . . .

Und dann — ein deutsches Hurra, ein donnerndes, jauchzendes, sieghaftes deutsches Hurra — hinter dem fliehenden Feind her stießen unsere Infanteristen und Jäger. Bis in die Gräben des Feindes. Einen kleinen Teil behielten sie fest in der Hand; ein kleiner Geländegewinn war unser. Nicht nur keinen Erfolg hatte sein Angriff dem Feinde gebracht, sondern sogar neben schweren Mannschaftsverlusten noch Geländeeinbuße.

Das war so einer der Sturmtage oder vielmehr eine der Sturmnächte vor V.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine ungarische Schilderung des Mordes von Serajewo. (Zum 28. Juni.) Zwei Jahre sind am 28. Juni vergangen, seit die graufige Morbidität von Serajewo das erste Feuerzeichen des Weltbrandes auslöbren ließ, der noch heute tobt. Eine ergreifende Schilderung des Verbrechens bietet der ungarische Schriftsteller Géza Herczog in seinem interessanten, vor kurzem bei Georg Müller erschienenen Kriegsbuch „Von Serajewo bis Lodz“. Nach Bosnien war der Thronfolger gekommen, um sich der Treue seiner Soldaten zu erfreuen, und er fand hier ein serbisches Verschwörungsnest, in dem ihn sein Schicksal erreichte. „Der Appellai, durch den das Automobil des Thronfolgers fuhr, hat zu seiner Rechten das mit Steinen ausgelegte Ufer der Miljacka, zu seiner Linken Häuser und ist eine ganz schmale Gasse. In ihr stand auf beiden Gehsteigen das Publikum dicht gedrängt. Ein Pelzist alle zehn Schritte — wenn er nicht fehlte — und zwar nicht etwa mit dem Rücken gegen den Thronerben, um die Menschenmenge zu beobachten, sondern in strammer Haltung salutierend. An der Cumurja-Brücke warf Babrinowitsch seine Bombe gegen das Automobil des Erzherzogs. Sie hätte unfehlbar den Erzherzog mit seiner ganzen Begleitung, seiner Gemahlin, den Feldzeugmeister Potiorek, den Grafen Harrach und den Chauffeur tödlich getroffen, wenn die Bombe nicht zufällig auf das zurückgeklappte Verdeck des Automobils aufgeschlagen wäre, dessen weiche Polsterung die Schlagkraft abschwächte und die Explosion verhinderte. Der Thronfolger saß zur Linken seiner Gemahlin und stieß den schwarzen Wallen zu Boden. Die Bombe schlug auf, das dritte Auto bekam siebzehn Löcher, und Adjutant Graf Merzzst wurden verwundet. Auf die Detonation hin ließ Erzherzog Franz Ferdinand seinen Regen halten. An der Ecke des Appellais und der Franz-Joseph-Straße stand schon Gavro Princip und hielt die Hände in den Hosentaschen, den Browning bereit.“ Auf dem Rathaus hörte Erzherzog Franz Ferdinand die Rede des Bürgermeisters in nervöser Gereiztheit und mit einem furchtbaren Lächeln an. Anstatt die Straßen sogleich vom Publikum zu säubern und Militär oder Pelzist aufmarschieren zu lassen, bat man den Thronfolger nur, sein Programm zu ändern. Darauf kamte er, der Soldat vom Scheitel bis zur Sohle war, nicht eingehen; Furcht war ihm fremd, und er beharrte darauf, den verwundeten Grafen Merizzi zu besuchen. So bestieg er denn mit seiner Gemahlin wieder sein graues Automobil, um in den sichern Tod zu gehen. „Auf vier Schritte Abstand schoß Princip. Aber dem niederen Goldtragen des Erzherzogs durchschlag die Kugel den Hals und zerriß die Hauptschlagader. Die Kugel traf die große Arterie, es kam Luft herein. Trombus stellte sich ein, die Herzstätigkeit hörte auf.“ erklärte der Serajewoer Arzt, der den toten Thronerben zuerst untersuchte. Marko Prokop, der gleiche Barbierlehrling, der vorher neben Princip stand, hörte, wie die Herzogin aufschrie und rief: „Jesus, mein Franz!“ Die Herzogin machte eine Bewegung nach der Seite des Thronfolgers, als ob sie ihn umarmen wollte, da kam auch schon die zweite Kugel, die ihren Unterleib durchbohrte, dann in den Rücken des Thronfolgers

einschlug und ihm die Atern zerriß. Das Blut strömte aus ihnen beiden. Der Chauffeur, ein krasser Wiener, erzählte nachher den Detektiven, daß er das Blut literweise aus dem Automobil gewaschen hat. Diese letzte Strecke muß für Feldzeugmeister Potiorek furchtbar gewesen sein. Man stelle sich die Situation vor; den Anblick der sterbenden Hoheit, er selber unverwundet, im Besitze seiner vollen Kraft. Potiorek leistete heldenhafte; ganz auf den Rand des Kleinen Eises gerückt, hielt er mit seiner Linken die Herzogin, mit der Rechten den Erzherzog und durchfuhr so mit den beiden Toten die Straße, als ob er zwei Ohnmächtige im Arme hielt. Nur er konnte sehen, wie das weiße Kleid der Herzogin nach und nach rot wurde und wie das Blut aus dem gelblichen Stragen des Erzherzogs sich seinen Weg bahnte. Das Gesicht der Herzogin wurde weiß wie Pergament, ihre Züge verzerrten sich. Der Thronfolger hielt die Augen geschlossen. Für den Fernstehenden wurde dieser schreckliche Anblick gemildert durch die Bewegung des weitergleitenden Wagens. . . .

Was man in Frankreich am meisten verschwendet. Im „Matin“, der sich seit einiger Zeit in bemerkenswert scharfen Ausfällen gegen die Regierung und den völligen Mangel an Organisation in Frankreich wendet, setzt Louis Forest, der schon seit Wochen den Behörden durch sein das herrschende System bloßstellendes „Frage- und Antwortspiel“ zu schaffen macht, den Feldzug wider die Verschwendungssucht und Reichfertigkeit des französischen Bureaucratismus fort. Nachdem vor einer Woche von dem genannten „Matin“-Redakteur eine Preisfrage veröffentlicht worden war, die den Titel führte „Was wird von unseren Militär- und Zivilbehörden am meisten verschwendet?“ liefen aus allen Kreisen des Publikums eine Anzahl von Antworten ein, die deutlich beweisen, wie wenig das französische Volk mit den gegenwärtigen Zuständen einverstanden ist. Eine der am häufigsten gegebenen Antworten lautete: Am meisten wird Papier verschwendet. Tatsächlich scheint der Papierverbrauch der französischen Ämter geradezu ungeheuerlich zu sein, was von um so größerer Bedeutung ist, als die Papiernot bei den Alliierten nachgerade einen bedenklichen Umfang anzunehmen beginnt. Doch trotzdem alle Antworten einen unzulässigen Fehler der Regierung aufdeckten, erklärte sich der „Matin“ noch immer nicht zufrieden, bis endlich jene Antwort eintraf, auf die die Frage hingezielt hatte. Sie enthielt kurz und bündig nur das eine Wort: Zeit. „Das ist“, schreibt Forest, „die einzige Lösung meiner Frage, die die volle Wahrheit in ihrer ganzen Größe zu umschließen vermag. Und wenn, wie aus dem Brief hervorgeht, dieser Bescheid wirklich von einem jungen Mädchen stammt, so gebühre ihr hierfür der Preis, einen idealen Ehemann zu erhalten. Trotzdem unsere englischen Bundesgenossen das Sprichwort „Zeit ist Geld“ geprägt haben, scheinen unsere Beamten, mögen sie nun für Militär- oder für Zivilzwecke verwendet werden, nach wie vor der gegenseitigen Ansicht zu sein. Die Verluste, die wir durch die bei uns herrschende Zeitverschwendung täglich, ja geradezu stündlich erleiden, lassen sich kaum zahlenmäßig feststellen. Jedenfalls ist es keine Übertreibung, wenn wir es aussprechen, daß bei uns seit Kriegsansbruch täglich über 30 Millionen Franken Zeit vergeudet wird!“

Orchideen für 4 Millionen M. Eine Anzahl besonders kostbarer und neuer Orchideenarten wurde in der im Chelsea-Hospital veranstalteten Frühjahrsausstellung der königlichen Gartenbau-Gesellschaft in London gezeigt. Seit jeher bildete die Pflege der Züchtung seltener Orchideenorten eine Hauptaufgabe der Gesellschaft, und die diesmal angestellten Orchideenkulturen haben einen Wert von rund 4 Millionen M. Besondere Aufmerksamkeit erregte eine unheimlich aussehende neugezüchtete Orchidee, deren Blüten sich ständig in leise wippender Bewegung befinden. Eine andere Gattung zeichnet sich durch kastanienrote Flecke auf den weißen Blütenblättern aus, die ebenfalls beweglich und am Rande gefiebert auslaufen. Neu ist auch eine besonders fortenprichtige Orchidee, die in purpurroten und chromgelben Schattierungen von intensiver Kraft leuchtet. Die größte unter den Orchideensammlungen, aus denen sich die Schau zusammensetzt, ist die Gruppe des jüngstverstorbenen Sekretärs der Gesellschaft, Gurney Fowler, der als der leidenschaftlichste Orchideenzüchter in England galt. Der Wert seiner Sammlung allein übersteigt 1 120 000 M.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Novellen usw.

„Zum Rhein, zum deutschen Rhein!“ Ein Bogenroman von Erika Grupe-Börcher. (Weipzig, Gese u. Veder, Verlag.) Erika Grupe-Börcher, aus deren Feder wir bereits mehrere Romane brachten, die in unserem Leserkreis immer regen Anklang fanden, und von welcher wir auch in diesem Jahre wieder einen spannenden und interessanten Roman bringen werden, der in Manila spielt, hat nun einen Roman bei Gese und Veder in Buchform erscheinen lassen, der bisher von 37 Zeitungen abgedruckt wurde. Die Verfasserin, die das Elsaß so genau kennt und es vielfach, sogar hauptsächlich in ihren Werken schildert, wie es im Kriege 70 zu leiden und zu kämpfen hatte, verlegt auch jetzt wieder den Schauplatz ihres Romans nach dem Elsaß, hat nun aber den näherliegenden Stoff, den jetzigen Krieg als Hintergrund gewählt. Mit bekannter Gewandtheit und schlichter Erzählungskunst läßt Erika Grupe-Börcher ihre Gestalten plastisch entstehen, läßt sie handeln, lieben und leiden. Das Schicksal zweier junger Paare weiß sie uns näher zu bringen, uns dafür zu interessieren. Da ist die Elässerin, die nach der französischen Seite hinneigt, aber einen Deutschen geheiratet hat und ihn nun gegen die Franzosen ziehen sieht, und weiterhin deren Bruder, der einer Deutschen zu Liebe sich zu den Deutschen bekennt und mit ihnen in den Krieg geht. Die Verfasserin hat mit diesem neuen Roman wieder einmal eine gelungene Probe ihres reifen Könnens abgelegt.

„Der Weltbürger.“ Kriegsroman von Walter Schulte vom Brühl. (Druck und Verlag von W. H. Reclam jun., Leipzig.) Schulte vom Brühl schildert in seinem Kriegsroman die Konflikte, in die ein deutscher Großindustrieller, der von dem ausbrechenden Weltbrand in Rußland überrascht wird, gerät. Klüßig ist der Lauf der Erzählung; eine Spionen-Affäre erhöht die Spannung des interessanten Buches, das in der Verlobung des Weltbürgers seinen befriedigenden Ausklang findet.

„Krieg und Ehe.“ Eine Flugschrift von Grete Weisel-Geb. (Dietrich, Verlag, Berlin.) Vor ungefähr sieben Jahren erschien ein Buch von Grete Weisel-Geb., das nicht nur den modernen Problemen Fernerziehenden, sondern auch ihren nächsten Freunden ein laises Stoffbütteln abringen mußte. Es war das Werk „Die ferielle Krise“. Es wurden darin Forderungen aufgestellt und Anschauungen zum besten gegeben, die weit über den Rahmen jener Ziele gingen, die sich die radikale Frauenbewegung stellte. Die Fluten der damaligen Erregung in allen Kreisen der sozialen Frauenarbeit sind längst geglättet und alles blieb wie es war. Heute liegt eine kleine Flugschrift der nämlichen Verfasserin vor mir, eine Vorprobe eines demnächst bei Diederichs erscheinenden größeren Werkes, das den Titel trägt: „Das Wesen der Geschlechtlichkeit.“ Es ist eine große innere Wandlung in Weisel-Geb. vorgegangen, und dies nicht zu ihren Ungunsten. Vor allem ist ihr Denken ruhig wissenschaftlich abwägend geworden, frei von jeder subjektiven Aufdringlichkeit, sachlich ermit, Tatsachen und Probleme sich gegenüberstellend. Heute tritt die Verfasserin als überzeugte Verehrerin unserer Einthe auf. Daß unsere modernen Zustände in vielen dies Ideal nicht erreichen, gar nicht erreichen können, wird auch und treffend beleuchtet. Durch den Krieg ist ein großes Plus an Frauen entstanden, die Männer, die aus dem Krieg wieder heimkehren, sind meist Krüppel geworden oder sonstwie krank. Für das kommende Geschlecht liegt in dieser Tatsache ein enormer Schaden, dem, nach den Ausführungen der Verfasserin, nur dadurch beizukommen ist, daß Liebe und völliges gegenseitiges Verstehen allein der Ehe den sittlichen Untergrund zu geben vermögen und so allein die Heranbildung einer gesunden starken Rasse gewährleistet wird. M. v. L.

„Kurland und die Dünafront.“ Von Fritz Wertheimer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Von Dr. Wertheimer, dem ausgezeichneten Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung“, liegt eine neue Sammlung von Berichten aus dem Felde vor, die sich den früher erschienenen Vänden „Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Madajewski“ und „Von der Weichsel bis zum Dniepr“ würdig anstellt und die, gleich jenen, auch eine Reihe interessanter Illustrationen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers enthält. Daß schon in diesen beiden ersten Vänden der Verfasser sich nicht auf militärische oder rein persönliche Berichte beschränkt, sondern immer auch Bilder aus Landschaft und Volksleben eingeflochten, die einen scharfblickenden und feinsinnigen Beobachter verraten, so war ihm bei den Briefen über Kurland und die Dünafront gerade die Schilderung des Landes, seiner Geschichte und seiner Bewohner eine Hauptsache. Wertheimers Buch wird dazu beitragen, in unserem Volk das Bewußtsein nicht wachzurufen (das ist Gott sei Dank nicht mehr nötig!), aber zu verstärken

und zu vertiefen, daß es unsere Ehrenpflicht ist, diese deutschen Brüder, dies deutsche Land nicht noch einmal der russischen Vernichtung preiszugeben.

„Kriegs- und Friedensziele.“ Lange bevor der Weltkrieg ausbrach, im Januar 1914, erhob der Oberstleutnant Frobenius seinen Warnruf in „Des Deutschen Reichs Schicksalskunde“. Die Prophezeiung traf ein. Das gewaltige Ringen der Völker begann im August 1914. Und nun, da wir im Westen, Osten und Süden siegreich unsere Waffen vorgetragen haben, wo unsere Gegner in der Mut, an weiterem Widerstand verzweifeln zu müssen, die Wahnsinnige nach dem Siege schreiben, nun wagt derselbe Prophet des Weltkrieges zum ersten Male die Kriegsziele und Friedensziele gegeneinander ab. Er schildert in dem soeben im Verlage von Karl Curtius (Berlin, W. 35) erschienenen Werk „Kriegsziele und Friedensziele“ u. a. das französische Endziel, den Hungerkrieg, die Aussichten Rußlands und Englands im Land-, See- und Wirtschaftskrieg und zum Schluß Deutschlands Kriegs- und Friedensziel. Uns alle — an der Front und daheim —, die wir uns der gewaltigen, Neues schaffenden Zeit bewußt werden, muß feissen, was der hervorragende Kriegshistoriker über die Ziele des Krieges und des Friedens zu sagen hat.

„Unter John Bulls Peitsche.“ (Joh. G. Subers Verlag, Diefen vor München.) Der Verfasser dieser Broschüre weist nach, wie England seit Jahrhunderten das irische Volk ausgeplündert, niedergedrumpelt und dann verleumdet hat. Uns zu verleumden ist England gleichfalls gelungen. Wie der Engländer in einem besiegten Lande haust, das zeigt diese Broschüre. Was der Verfasser aus Irlands Geschichte erzählt, klingt wie die Ausgeburt einer blutrünstigen Phantasie; nur die Quellenangaben und Statistiken beweisen, daß nicht ein Dichter, sondern ein Diktator spricht.

„Betrachtungen zur Verteuerung der Kriegsgewinne durch das Reich.“ Von Rechtsanwalt Dr. Gustav Schubert. (Verlag von C. Reinrich, Dresden-N.) Ihr Inhalt beschäftigt sich mit Fragen, die jedermann angehen und wird stets anregen, wenn man den Forderungen des Verfassers auch nicht beistimmt. Es werden die für die Gesellschaften wichtigen Fragen der Behandlung der stillen Reserven und der Buchung der Sonderrücklagen erörtert. Der dritte Teil wendet sich an die Landwirte. Der sie betreffende Teil der ganzen Gesetgebung wird in leicht verständlicher Form auseinandergesetzt. Ein selbst für den kleinsten Landwirt bedeutender Gegenstand, die landwirtschaftliche Buchführung beschließt das Buchlein.

„Kriegsbriete der Familie Wimmel“ von Margarete Böhm e. (Verlag von Karl Reißner in Dresden.)

Zeitschriftenchau.

Die vielversprechende Ankündigung und Erklärung der Absichten und Ziele gereichen der neu erschienenen Vierteljahresschrift „Das Reich“ (Herausgegeben von Alexander v. Bernus, Hans Sachs, Verlag, München) nicht zum Vorteil. Man ist dann beim Lesen des Buches unwillkürlich enttäuscht. Zwar werden so ziemlich alle angehenden Gebiete der Geisteswissenschaften und Literatur behandelt, aber nur von dem äusserst engen Standpunkt der Theosophen und Esoteriker. Sogar die Bücherchau ist geheimwissenschaftlich gehalten. Der Geist und die Seele des jetzt erschienenen ersten Buches der Zeitschrift scheint der Mystiker Dr. Rudolph Steiner zu sein, denn was darin nicht von ihm verfaßt, nicht ihm gewidmet und nicht von seinen Werken handelt, ist bis auf eine einzige Ausnahme, den Neudruck eines mittelalterlichen Werkes, von ihm beeinflusst. Es ist ganz interessant, diese ungewöhnlichen Anschauungen kennen zu lernen, sollte aber die Zeitschrift sich in dieser Bahn weiterentwickeln wollen, so wird sie nur auf einen sehr beschränkten Leserkreis rechnen können. Will sie dagegen, wie im Vorwort steht, „in der sichtbar neu angebrochenen Zeit des deutschen Geistes vorangehen“, so muß sie vor allem einen freieren Standpunkt wählen. C. I.

Mit ihrem soeben erschienenen Heft 18 beendet die altbekannte „Deutsche Moden-Zeitung“ wiederum ein Vierteljahr. Alle sechs Hefte dieses Quartals zeichnen sich durch das Bemühen aus, dem Geiste der Zeit Rechnung zu tragen. Dies kommt besonders im Modeteil zur Geltung. An zahlreichen Vorbildern wird dargestellt, wie aus getragenen unmodernen Kleidungsstücken neue Kleider, Blusen, Röcke und Kinderkleider gearbeitet werden können. Im Leserteil fesseln neben einem spannenden Romane Gedichte und Aufsätze die Aufmerksamkeit. Der hauswirtschaftliche Teil gibt in kurzen Aufsätzen praktische Ratschläge für sparsames und gutes Wirtschaften.